

Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

(Nachdruck verboten.)

„Da habt Ihr den feinen Mann!“ fuhr Dörfler fort, „da habt Ihr das böse Gewissen! Aber nehmen Sie sich in Acht, Sie haben kein armes, hilfloses Mädchen vor sich! Ich werde Ihnen beweisen, daß es noch Männer giebt, die einen Schuß wie Sie nicht fürchten! Das wollte ich sagen, Kameraden!“

Unter tosendem Beifall stieg Dörfler von seinem Stuhl; setzte sich ruhig seine Mütze auf, die er bisher in der Rechten gehalten hatte, und bahnte sich, einen verächtlichen Seitenblick nach Tschmer's Tische werfend, einen Weg nach dem Hintergrunde des Saales.

Tschmer war wütend. Nessel und Reichlich schienen vergnügt. Die Liberalen lachten, und der Großkonfessionär benutzte die allgemeine Verwirrung, um rasch die Versammlung zu schließen.

Der Saal leerte sich nur langsam. Ein großer Theil der Versammlungsbefucher blieb noch trinkend, rauchend, plaudernd und diskutierend zurück. Auch der Garten war überfüllt. Nach dem Gedränge und der Hitze im Saale that die frische Abendluft doppelt wohl.

Dr. Süßmilch und seine Getreuesten zogen sich wieder in das Hinterzimmer zurück, wo ein kleiner Imbiß und ein guter Trunk bereit standen. Unter den Liberalen herrschte eitel Jubel und Freude.

Am lautesten ging es in der Gaststube zu, wo ein fürchterliches Gedränge herrschte. Hier plakten die Geister noch immer heftig aufeinander. Für und gegen Tschmer, für und gegen die Liberalen erhoben sich Stimmen. Dem Bier und Schnaps wurde fleißig zugesprochen. Die Streitenden saßen und standen zum Theil auf den Tischen, weil unten kein Platz mehr war; kurz, das lange, geräumige Gastzimmer gleich einer Sackgasse, wo keiner rückwärts noch vorwärts konnte.

Stümppler stand in der Nähe des Büffets und schrie am heftigsten. Er war total betrunken und in dieser Verfassung die Zielscheibe des Spottes von Freund und Feind.

Plötzlich öffnete sich die Thür des Hinterzimmers und Dr. Süßmilch, der Großkonfessionär, der Zuderagent und Meister Stopf, sowie einige liberale Dorfgroßen machten Aufstalten, den Bahnhof zu erreichen. Der Lärm verstümmte einen Augenblick.

Mit rathloser Miene starrten die Reisefertigen auf den Menschenknäuel vor ihnen, der wie eine Mauer stand. Einige Schritte drängte sich Süßmilch vorwärts und stand gerade Stümppler gegenüber, der ihn mit stieren Augen anlockte.

Die ärgerliche Miene Süßmilch's verschwand. Mit einem lebenswürdigen Lächeln trat er rasch auf der verlegenen dastehenden Stümppler zu und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

„Na, sagt mal, mein alter Freund Stümppler, was ist denn mit Euch heut Abend los gewesen? Ihr habt mir doch immer Eure Stimme gegeben, was?“

„He—e—rr Do—of—ter!“ stotterte Stümppler.

„Na, Ihr werdet mir auch diesmal Eure Stimme geben, alter Freund; nicht wahr?“

„Na—na—türlich, He—rr Dokter!“

Ueber das Gesicht Stümppler's flog ein Strahl von Mürung. Der Rausch stimmte ihn verächtlich. Die joviale, gewinnende Art Süßmilch's hatte ihn vollständig bezaubert; sein Groll schmolz wie Schnee in der Frühlingssonne. Und als Süßmilch ihm mit einem „So ist's brav, alter Freund! auf Wiedersehn!“ seine Hand reichte, war es mit Stümppler's Bögen vorbei.

„Hurrah! Do—o—oeter Süßmilch soll leben! Hoch! Hoch! Hoch!“ schrie er wie toll.

„Hoch! Hoch!“ wiederholte es im Zimmer. Im Nu bildete sich eine schmale Gasse, durch die Süßmilch und seine Begleiter ins Freie gelangten, gefolgt von Stümppler und dem Troß der Arbeiter, die den liberalen Kandidaten ohne Unterbrechung hochleben ließen.

Immer neue Massen drängten sich herbei. Der Weg zum Bahnhofe glich einem Triumphzuge. Bis zum Abgange des Zuges hielt die begeisterungstrunkene Menge stand. Ein „Hurrah!“, ein „Hoch Dr. Süßmilch!“ jagte das andere, und

der begeisterte Lärm fand seinen Höhepunkt, als sich der Zug in Bewegung setzte, und Süßmilch mit seinem lebenswürdigsten Lächeln den Versammelten ein „Auf Wiedersehn!“ zurief. —

Auf allen Straßen, Wegen und Stegen, einzeln und zu mehreren, strömten die Massen nach ihren Dörfern und Hütten. Ueber die grünen, hohen Saatenfelder strich ein erquickender Nachtwind, die heißen Köpfe und fiebernden Stirnen kühlend.

Zu den letzten, die ihr Dörfchen aufsuchten, gehörten Stümppler und ein Duzend junger Burtschen, die das Freibier in die vergnügteste Stimmung versetzt hatte. Sie hielten es für Menschenpflicht, den Alten, der nur mühsam sein Gleichgewicht behalten konnte und der in dem entfernten Dorfe Rabens wohnte, heil und sicher nach Hause zu geleiten.

Der Sicherheit wegen hatten sie Stümppler in die Mitte genommen. In einer Reihe, die fast die ganze Breite der Chaussee einnahm, marschierend, zogen sie in Schlangenlinien lustig hinaus in die Frühlingsnacht.

Alle hielten sich fest untergefaßt und diesem unüberlegten Umstande war es auch zuzuschreiben, daß, wenn einer stolperte, auch die anderen stolperten und, wenn einer fiel, auch die anderen fielen. Unerklärlicherweise stolperte und fiel aber jeder von ihnen nutzählig Male auf dem langen Wege, was zur Folge hatte, daß diese Menschenschlange einen guten Theil des Weges im Staube kriechend zurücklegte.

Diese seltsame Weise, nach Hause zu gehen, beeinträchtigte indessen nicht im geringsten die fröhliche Stimmung der Heimkehrenden. Im Gegentheil, jeder Fall war von einem fröhlichen Gelächter begleitet, und Stümppler versuchte nie auf die Beine zu kommen, ohne ein begeistertes Hoch auf Dr. Süßmilch auszubringen.

Es begann bereits zu fagen, als Stümppler endlich, vor der Thür seines Häuschens stehend, von seinen Begleitern Abschied nahm. Außer seinem Hut, dem rechten Rockärmel und dem linken Stiefel fehlte ihm nichts. Alle drei Gegenstände fand man übrigens am andern Tage in der Nähe von drei Dörfern wieder. Der Hut lag mitten auf der Chaussee; der Stiefel steckte in einem mit Schlamm gefüllten Straßengraben, und der Ärmel hing zum größten Theile an dem dornigen Geäst einer Gartenhecke. — —

VIII.

Als vor Jahren die neue Kreis-Chaussee angelegt wurde, hatte es Tschmer durchgesetzt, daß sie, wenige Minuten hinter dem Dorfe Hogwitz, mitten durch den Hauptkomplex seiner Ackerländereien geführt wurde. Seinem Einfluß in der Gemeinde war es vorher nicht schwer gefallen, die stimmberechtigten Gemeindeglieder zu überzeugen, daß eine gepflasterte Straße von Hogwitz nach der zukünftigen Chaussee für Alle von größtem Vortheile sein müßte.

Er rieb sich vergnügt die Hände, wenn er später überdachte, wie billig er zu diesen beiden guten Wegen nach seinen Aekern gekommen war, und daß die Gemeinde und der Kreis auch weiter die Verpflichtung hätten, sie ihm fein säuberlich in Ordnung zu halten.

Im Munde der Leute hieß dieser Theil der Chaussee „Der gestohlene Weg“, und abergläubige Gemüther berraten ihn selbst am hellen Tage fast mit der nämlichen Scheu, wie einen Kirchhof um Mitternacht. Der Grund hierfür lag wohl hauptsächlich darin, daß man kurz nach seiner Fertigstellung in einem angrenzenden Getreidefelde die Leiche einer jungen Magd gefunden hatte, die offenbar ermordet worden war.

Indessen spielte dabei noch etwas anderes mit: Der einsame Charakter, der diesem Theile der Chaussee aufgeprägt war. Von einem öffentlichen Verkehr war hier gar nicht die Rede, der Weg wurde fast ausschließlich von den Gespannen der Tschmer'schen Güter benutzt; alle anderen besahnen die bequemeren Straßen, die an den Fabriken vorüberführten.

Zu den Monaten Juni und Juli, wenn die zu beiden Seiten des „gestohlenen Weges“ liegenden, im wahren Sinne des Wortes unabsehbaren Getreide- und Rübenfelder ihrer Reife entgegengingen und oft tagelang kein Mensch zu sehen war, machte die Chaussee einen äußerst melancholischen Eindruck. Eine Todtenstille lagerte über dem ungeheuren Meere gelber Halme und grüner Rübenblätter, dessen Ein-

tönigkeit nur unterbrochen wurde von der Kiesenkeite junger Pflaumenbäume, die sich längs der einen Seite des Weges bis zum Horizonte hinzog. Um diese Zeit wucherten bis in die Mitte des sandigen Weges Unkraut und Gras.

Einer hatte daran seine helle Freude, der alte Schäfer Dörfler, der mit seiner zahlreichen Herde dann stets einige Wochen lang hier anzutreffen war. Tesmer hatte ihn im Verdacht, daß er auch die Bezeichnung „gestohlener Weg“ unter die Leute gebracht habe; denn er war seinerzeit derjenige gewesen, der in der Gemeindeversammlung für eine Petition gegen die Anlage der neuen Chaussee gesprochen hatte. Tesmer hatte ihm das nie verziehen und wenn er auch den Alten weiter in seinen Diensten behielt — er hätte nicht bald Ersatz für ihn gefunden, denn Dörfler verstand sein Fach wie nur Einer — so war es doch mit den vielen klingenden Beweisen seiner Anerkennung vorbei.

Dörfler war seit Jahren auf seine Entlassung gefaßt gewesen und hatte längst Vorkehrungen getroffen, daß er nicht eines Tages von ihr überrascht würde. Er betrieb wie viele seines Standes nebenbei noch das Gewerbe des Heilkünstlers. In diesem Fach genoß er sogar einen großen Ruf und hatte sich ein nettes Sümichen erworben, zum größten Aerger des Oberinspektors Zeller, der ihn haßte, wie er alle haßte, welche mit ihren Einnahmen hauszuhalten verstanden. Zeller setzte es auch wirklich durch, daß der „Kurpfuscher“, „Vente-betrüger“ und „Schwindler“ Dörfler eines Tages seine seit 25 Jahren innegehabte Wohnung auf der Hogwitzer Schäferei räumen mußte.

Dörfler hatte sich jedoch vor Jahren schon ein hübsches Grundstück in Hogwitz nebst einigen Morgen Feld gekauft, und da er für den Verlust der freien Wohnung durch ein Mehr an Lohn entschädigt wurde, so zog er eigentlich recht vergnügt in sein eigenes Heim, das etwas abseits vom Dorfe, hart am Beginn des „gestohlenen Weges“ lag.

(Fortsetzung folgt.)

Dem galizischen Bauer

erzählt Ivan Franko in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“: Ich will die verehrten Leser durch ein durchschnittliches galizisches Dorf führen. Es liegt gewöhnlich an einem Flüsschen oder Teiche und sieht von weitem mit seiner Fülle grüner, alter Obstbäume und Weiden, mit seiner Kirche in der Mitte und umgeben von grünen Gärten, recht malerisch und idyllisch aus. Kommt man aber näher, so sieht man, daß die stillen, idyllischen, hübschen und da aus dem Grün hervorragenden Häuschen eigentlich recht schmutzige, mit altem, faulem Stroh bedeckte, oft halbverfallene Hütten sind. Die kleinen, kaum einen halben Quadratmeter großen Fensterlein sind in der Regel nicht zum Ausmachen und lassen nur spärliches Licht ein. Drinnen giebt es nur eine einzige Stube, welche gleichzeitig Küche, Wohnstube, Arbeits-, Sp- und Schlafzimmer ist und im Winter obendrein noch kleine Kälber, Ferkel, Lämmer und alte Hühner beherbergt, wo Gänse brüten, und die zur Speisung der Familie bestimmten Kartoffeln aufbewahrt werden. Es ist schwer zu glauben, wie Vieles und wie Verschiedenes in diesem engen Raume Platz finden muß. Und der Raum ist wirklich eng: die Stube hat in der Regel nicht mehr als 15 bis 20 Quadratmeter Flächenraum und ist nie mehr als 2 1/2 Meter hoch; niedrigere Stuben werden bevorzugt, weil sie im Winter weniger Heizmaterial erfordern.

Mehr als ein Viertel dieses Raumes nimmt der große, primitiv aus Lehm gebaute Backofen ein, welcher zugleich als Lagerstätte, als Kurierrast, als Kinderstube, als Trocken- und Dörrapparat dient. Im Winter schläft auf diesem Ofen alles, was alt und wärmebedürftig ist und kein besonderes Bett hat, also die Kinder, die Alten und ein Theil des Gesindes; weibliche Mitglieder der Familie schlafen sogar im Ofen selbst, in welchem kurz vorher geheizt worden ist, und stecken aus demselben nur den Kopf heraus. Das Bett ist ein Privilegium des Landwirthes und seines Weibes; sie schlafen immer beide zusammen angelehnt der ganzen Familie. Ältere Burschen schlafen im Sommer und im Winter im Stall bei dem Vieh. Als Bettzeug dient allen, außer den im Bette Schlafenden, die eigene obere Kleidung statt des Polsters, oder höchstens eine Hand voll Stroh. Federpolster giebt es zwar in jedem Hause, sie dürfen aber nur von den zur Familie Gehörigen gebraucht werden; die Diensthöten nehmen gewöhnlich nur die eigene Faust unter den Kopf. Man soll sich aber auch den im Bette schlafenden Landwirth nicht als ein Sybariten vorstellen. Das Bett ist eigentlich ein Euphemismus; es sind ein paar nebeneinandergelegte Bretter auf einem Gestell; auf diesen Brettern ist ein Bündel Stroh ausgebreitet, mit einem grobwebigen Leintuche bedeckt; ein zweites ebensolches Leintuch, im Winter auch der schwere Rock oder Pelz, dient als Decke; Federbetten sind selten und nur bei reicheren Bauern anzutreffen.

Was essen die galizischen Bauern? Am nächsten liegt wohl der Gedanke, daß der Bauer sich von den Produkten seiner Wirth-

schaft ernährt. Gewissermaßen ist das richtig, aber nicht ganz. Der Bauer befaßt sich ja auch mit der Vieh- und Geflügelzucht, aber Vieh- und Geflügelfleisch kommt nur in seltensten Fällen auf seinen Tisch. Der Fleischgenuß galizischer Bauern ist minimal; Fleisch wird in der Regel nur zwei- oder dreimal im Jahre gegessen: zu Ostern, zu Weihnachten und außerdem bei außerordentlichen Familienereignissen, wie Taufe und Begräbniß. Sogar in den Volksglauben ist der Satz hinübergegangen: wollten die Bauern Fleisch essen, so hätten die Herren keines. Die Enthaltung vom Fleischgenusse ist also für den Bauern ein bewußt auf dem Altar der sozialen Ordnung dargebrachtes Opfer. Leider ist es kein freiwilliges Opfer. Der Bauer kann sich den Fleischgenuß nicht erlauben. Jedes Stück Vieh, welches er besitzt, jedes Stück Geflügel ist von seiner Geburt aus im voraus dazu bestimmt, irgend ein Loch in seinem jährlichen Budget zu verstopfen; dafür werb' ich die Steuer bezahlen, dafür Stiefel kaufen, dafür eine Schuld abtragen, — und wie bald ist die Zahl seiner lebendigen Hilfsquellen erschöpft. Alle Böcher sind noch lange nicht verstopft, und schon ist alles vergeben, so daß für den eigenen Genuß gar nichts bleibt. Wenn es sich darum handelt, ein Stück Fleisch für die großen Feiertage zu bekommen, so trifft es sich oft, daß sich vier bis fünf ärmere Bauern zusammenthun und gemeinschaftlich einem unter sich ein Stück Kleinvieh, z. B. ein Schwein oder ein Kalb abkaufen, wobei der Preis unter alle Genossen getheilt wird, und der Eigenthümer, statt Geld zu zahlen, den ihm zukommenden Theil in Fleisch bekommt.

Ebenso verhält es sich auch mit Eiern, Butter und Käse. Diese Produkte gehören in der Regel der Bäuerin und werden verkauft, um dafür Salz und kleinere weibliche Kleidungsstücke und Fußsachen: Tücher, Bänder u. s. zu kaufen. So bleibt denn von den animalischen Produkten einzig und allein die Milch, welche als Würze der Speisen und zur Nahrung der Kinder verwendet wird. Fett, gewöhnlich Schweineschmalz oder geräucherter Schweinespess, wird gekauft und äußerst sparsam gebraucht. Zucker und gezuckerte Speisen existiren gar nicht im Menu des durchschnittlichen galizischen Bauern.

Mehl und Gemüse — das sind die hauptsächlichsten Nahrungsmittel der galizischen Bauern. Aber auch hier muß man die Sache etwas näher betrachten. Wenn auch der galizische Bauer Weizen säet, so ist Weizenbrot auf seinem Tische ein geradezu seltenes Gericht wie Fleisch. Und darum lassen nur die reicheren Bauern ihren eigenen Weizen mahlen; die Mehrzahl verkauft den Weizen im Korn und kauft im Nothfalle etliche Quart fertiges Weizenmehl. Die Mehrzahl der Thalbewohner ist in besseren Zeiten Roggenbrot, im wunderschönen Monat Mai und Juni aber Gersten- oder Haferebrot. Die Gebirgsbewohner, wo Weizen gar nicht, Roggen nur selten und Gerste auch nicht gut gedeiht, sind von altersher auf das bloße ungeäuerte schwere Haferebrot gewöhnt. Saures Hafermus, Gersten- und Haferegrüße — und die Formen der galizischen Mehlspeisen sind schon erschöpft. Die große Erfindungsgabe des galizischen Bauern, die bewundernswürthe nationale Eigenart der galizischen Bauernküche zeigt sich erst beim Gemüse. Ich könnte mehr als 100 Arten von galizischen Bauernspeisen aufzählen, ein förmliches Wörterbuch eigenartiger Benennungen, ein wahrer Schmaus für die Philologen — leider nicht für den Magen. Denn die Grundlage aller dieser galizischen Nationalspeisen bilden schließlich Kartoffeln, Kohl, Rüben u. dgl. wenig nahrhafte Gewächse. Es ist kein Witz, sondern eine verzwweifelt wahre Thatsache, daß der galizische Bauer im Vergleiche mit dem europäischen Arbeiter nur halb so viel isst. Natürlich sind auch sein Wuchs, seine Leibeskraft, seine Energie und Arbeitslust danach.

Die Kleidung des galizischen Bauern werde ich nicht näher beschreiben. Nur im Vorbeigehen will ich bemerken, daß die ganze Familie im Sommer gewöhnlich barfuß umhergeht und für den Winter oft nur einen einzigen Pelz und ein einziges oder nur zwei Paar Stiefel hat, so daß nur die entsprechende Zahl der Familienmitglieder sich aus dem Hause entfernen kann. Kinder haben in der Regel keine Fußbekleidung, besuchen die Schule im Sommer barfuß, und im Winter gehen sie entweder garnicht in die Schule oder ziehen die Stiefel älterer Hausgenossen an und schicken dieselben aus der Schule sogleich nach Hause zurück.

... Am Ende fast eines jeden Dorfes, auf einem Hügel oder inmitten eines Parks, umschattet von alten Bäumen oder umgeben von sorgsam gepflegten Blumenbeeten erhebt sich ein weißes, mehr oder weniger geschmackvoll gebautes, mehr oder weniger reich, oft luxuriös ausgestattetes Gebäude. Es ist das herrschaftliche Haus, das Palais, der Hof. Sein Inhaber nennt es stolz einen Herd der Zivilisation inmitten der bäuerlichen Finsterniß. Das Palais ist gewöhnlich wohl umzäunt; in dieser Umzäunung umweil des Hauptgebäudes befinden sich mehr oder weniger stattliche Wirthschaftsgebäude, zahlreiche Hen- und Getreideschuber, Pferdeställe, Maschinenhäuser, Kinder-, Kälber-, Schaf- und Hundeställe; außerhalb der Umzäunung stehen reihenweise gebaute Wohnhäuser der herrschaftlichen Bedienten, Handwerker und Aufseher, und ringsumher breiten sich große, geschlossene, wohlbebaute Feldflächen aus — die herrschaftliche Meierei. Wirklich, eine andere Welt, als wir sie bis jetzt gesehen haben. Im Hofe eine Menge Geflügel, hunderte wohlgefütterter Kälber, Füllen und Schweine, die Dreschmaschine pfeift und schnattert, die wohlgenährten Aufseher und Lakaien gehen umher, wohlgekleidete Herren und Damen spazieren im Park umher und führen geistreiche Gespräche über Nietzsche's Philosophie oder über den neuesten Roman von Sienkiewicz. Wirklich ein Herd der

Zivilisation und der feinen Gesellschaft, nicht wahr? Sehen wir uns aber diesen Herd frühmorgens um sechs Uhr an. Im Hofe erkönt die Glocke, und aus dem abseits liegenden Dorfe beginnen langsam, leuchtend und hustend erdfahle, gebeugte, in Lumpen gekleidete Gestalten herbeizukommen. Ihre Gesichter sind verschlafen, in den Haaren stecken noch Strohhalme — Ueberreste ihrer Koppolster; einige kommen wohl aus benachbarten Dörfern, viele haben den Stockschlag schon lang vor dem geschlossenen Thore erwartet, um ja nicht zu spät zu kommen. Das Thor wird aufgemacht, die erdfahlen Gestalten, Männer, Bursche, Mädchen drängen sich in den Hof hinein, wagen aber nicht, sich dem herrschaftlichen Gebäude zu nähern, wie furchtsame Schafe stehen sie nahe beim Thore, entblößten Hauptes, bei Frost, Schnee oder Regen, und warten lautlos. Immer neue Gestalten kommen herbei und vergrößern den Haufen — es sind die Arbeitsuchenden. Nach einer halben Stunde kommt der herrschaftliche Verwalter heraus — er könnte schon lange da sein, aber die Autorität der Herrschaft verlangt es, daß die Bauern möglichst lange warten sollen. Er wird von den Wartenden mit tiefen Bücklingen begrüßt, antwortet aber nichts auf ihren Gruß. Er nähert sich und sagt im trockenen, geschäftsmäßigen Tone: Heute brauchen wir zehn Männer, zehn Bursche und zwanzig Mädchen, die und die sollen bleiben. Wir zahlen heute den Männern je 20, den Burschen und Mädchen je 15 Kreuzer in Quittungen — wenn's nicht recht ist, mag gehen. Die übrigen können wir heute nicht beschäftigen, vielleicht morgen. Und nun erhebt sich ein Geschrei und Geheul — nicht zu laut, damit es nicht den gnädigen Herrn aus dem Schlafe wecke. Die einen finden den Lohn zu gering — und werden gleich weggejagt, die anderen weinen, daß sie und ihre Kinder nichts zu essen haben, und bitten, man möge sie, sei es auch nur um 10 Kreuzer, arbeiten lassen, damit sie nur nicht mit hohlen Händen nach Hause zurückkehren müssen. Aber da hat der Verwalter mit einem jeden seine Privatrechnung. Du hast bei den Wahlen für den und den gestimmt gegen unseren gnädigen Herrn — geh zu jenem, er soll Dir Arbeit geben. Du hast uns vor Gericht angeklagt wegen der Schläge und wagst es noch hierher zu kommen. Du wolltest zur Erntezeit nicht kommen, als ich Dich ausdrücklich bitten ließ, und jetzt kommst Du? Marsch! Für solche haben wir keine Beschäftigung. So werden da alle Differenzen zwischen Bauer und Schlachzige ausgeglichen. Ein schöner Herd der Zivilisation — nicht wahr? — welchem sich der Bauer nur von ferne, mit klopfendem Herzen und entblößtem Haupte nähern darf! . . .

Kleines Feuilleton.

□ Eine Pilz-Ausstellung findet gegenwärtig im Winterhause des Botanischen Gartens statt; sie dürfte die ganze Woche dauern. Es sind gegen 60 Pilzarten vertreten, die sämmtlich im Brunwald von Hundsehle bis Schmargendorf, sowie an Wegen und Abhängen daselbst gesammelt wurden und eine beständige Ergänzung erfahren sollen. In den verschiedensten Formen und Größen finden sich die Pilze übersichtlich auf Tischen ausgebreitet, wo sie in allen Farbenschattirungen, vom tiefen Schwarz der Lamellen des Tintenschwammes bis zum brennenden Roth des giftigen Speiteusels schimmern. Da es in diesem Jahre in Folge der feuchtkalten Witterung nicht viele Pilze giebt, so bot diese Zusammenstellung keine ganz leichte Aufgabe, wenn sie ihren Zweck erfüllen und jezt um die Pilzzeit eine ausklärende Uebersicht über die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit dieser oder jener Art geben sollte. In der Ausstellung finden sich die einzelnen Arten, wie Täublinge, Nöhrenpilze, Champignons u. s. w. immer gruppenweise geordnet, und es ist mit großer Sorgfalt stets bei jeder Sorte festgesetzt und angegeben, ob sie essbar, verdächtig oder giftig ist und auf welchem Gelände sie vorkommt. Von essbaren Pilzen sind besonders hervorzuheben: Der bekannte gelbe Pfefferling; der weiße, runde Wiesen-Champignon; der braune Champignon, von welchem riesige Exemplare vorhanden sind; sowie folgende Boletus-Arten: Der Stein- oder Herrenpilz, Kuh- und Butterpilze, die braune Ziegenlippe, der Sand- und der Maronenpilz, der sich in Kiefernwäldern häufig findet. Essbar sind ferner der graubraune, oft sehr große Panasolpilz; der an Kiefernstämmen gedeihende röthliche Ritterling; der krause Keulenpilz, sowie der Meizler, dessen Milch ziegelroth ist, und der als einer der besten Speisepilze gilt. Als Suppenpilze eignen sich besonders der Melkschwamm oder Dredenpilz, welcher sich im Juni bis in den Herbst nach Regen zeigt, sowie der an Baumstümpfen vorkommende Glöckchenpilz. — In den verdächtigen Arten gehören namentlich der orangefarbene falsche Pfefferling, der auf der Oberseite weich und filzig wie Handschuhleder ist und oft mit dem echten Pfefferling verwechselt wird, sowie der Schwefelkopf, der an Baumstämmen und auf rasigem Erdboden in Bündeln wächst und jung essbar sein soll; ferner der braune Mondschwamm, der graue Fliegen- oder Perlschwamm; der gemeine rothbraune und sehr scharf schmeckende Milchling und andere. — In den giftigen Pilzen, die sich größtentheils durch ihre lebhaften Färbungen kenntlich machen, gehören: der in Kiefern- und Laubwäldern vorkommende blutrothe Täubling, von scharfem Geschmack; der Pantherpilz; ferner der kartoffelähnliche Hart- oder Kartoffelbowlitz, mit harter, schwarzer Füllung. Dieser Pilz, oft fälschlich als Trüffel bezeichnet, wird häufig geessen, auch

zur Fabrication von Trüffelwurst verwendet. Sehr giftig ist der zart-hellgelbliche Knollenblätterschwamm; durch diesen Pilz, der mit dem Wald-Champignon leicht verwechselt wird, werden die meisten Pilzvergiftungen verursacht. Er kommt im Herbst sehr häufig in Kiefernwäldern, besonders im Brunwald vor und wird leicht verkannt. Sehr giftige Arten sind ferner der rothe Fliegenpilz und der Speiteusel oder giftige Täubling mit feuerrothem Hut, der in Wäldern häufig vorkommt und scharf schmeckt. — Merkwürdige Pilzorganismen sind die ausgestellten, auf gedüngtem Boden gedeihenden Tintenschwämme, Coprinus atramentarius und C. comatus, letzterer der schopfige Tintenschwamm genannt. Unter den Feuchtkörpern derselben sondern die Lamellen eine schwarze, tintenartige Flüssigkeit ab. Der C. comatus zerfließt bei der Reife und es bleibt nur ein schwarzer Fleck von ihm übrig. —

Y. Der Fang in den Vogelklojen in Wyl auf Föhr ist dieses Jahr andauernd ein sehr guter. An einem Tage werden oft in einer Kojje 600 bis 700 Vögel und darüber gefangen, die einen Werth von rund 350 M. repräsentiren. Dem Händler ist es gar nicht möglich, die Thiere frisch zu veräußern, viele Vögel werden gelocht und in Blechdosen oder Tünnchen eingemacht. Auch in der Amrumer Vogelkoge sind in der letzten Zeit viele Vögel gefangen worden, an einem Tage sogar über 900 Stück. Merkwürdigerweise werden auf Amrum fast nur Speisenten gefangen, die wegen ihres grauen Federkleides allgemein „Grauenten“ genannt werden, während auf Föhr mit wenigen Ausnahmen nur Krickenten erbeutet werden. Speisenten sind viel größer als Krickenten und erzielen daher auch einen höheren Preis. —

Literarisches.

— Der österreichische Arbeiter-Kalender für das Jahr 1898. (Wien. Verlag der Ersten Wiener Volks-Buchhandlung. 40 Kr.) ist ein stattliches Heft von 184 Seiten, dem das farbige Bild: „Einfahrt in das Salzbergwerk“ künstlerischen Schmuck verleibt. Das Jahrbuch unserer österreichischen Genossen ist diesmal besonders reich an erzählenden Beiträgen. Beigefeuert haben in dieser Beziehung: Emma Adler (Bauerndasein), Friedrich Stampfer (Drei Märchen), Ludwig Schiell (Hans Varrant), auch A. Schein's Gedicht „Blackwall Tunnel“ ist hierher zu rechnen. Von William Morris, dessen Bild und Biographie gebracht werden, ist „Eine königliche Lektion“ aufgenommen. Am meisten den Kalendercharakter aber zeigt die von dem Reichstags-Abgeordneten Josef Steiner geschriebene Erzählung „Im Loch“. Von Aufsätzen belehrenden Inhalts sind zu nennen: Industrie und Landwirtschaft. Ein Kapitel aus einer Schrift über die Agrarfrage von Karl Kautsky. — Die direkten Steuern in Oesterreich. Von L. W. Teifen. — Hinter den Koulissen der Revolution. Ein Gedenkblatt zum fünfzigjährigen Jubiläum des Jahres 1848. Von Max Bach. — Kolportire nicht! Von Fritz Anstetly. — Wie mochte die menschliche Sprache entstanden sein? — Die Entstehung der Alpen. Das Humoristische ist vertreten durch eine längere Schnurre: „Herr Dangelmayer und der Zukunftsstaat“ und durch eine Reihe launiger Einfälle. Eine übersichtliche Jahresrückschau bildet den Schluß. Die beigegebenen Illustrationen sind nicht uneben; nur dem „Ahasver“ haben wir keinen Geschmack abzugewinnen können. —

— Die Londoner „Times“ kündigen an, daß sie ein wöchentliches Literaturblatt zu publiziren gedenken. Es soll den Namen „Literature“ führen. Die Zeitung wird H. D. Traill übernehmen. Nicht nur die englische, sondern auch die skandinavische und amerikanische Literatur soll berücksichtigt werden. Die Aufsätze werden im allgemeinen nicht die Unterschriften des Verfassers tragen. Jede Nummer wird eine Liste der hervorragenden neuen Erscheinungen enthalten. „Literature“ wird, was die ausgesprochenen Ansichten betrifft, völlig unabhängig von den „Times“ sein. —

Theater.

„Aschermittwoch“ heißt der Schwan, den die beiden Schauspieler Farno und Fischer verfaßt haben. Am Sonnabend wurde er zum ersten Male im Neuen Theater aufgeführt. „La Douloureuse“ von Dornay, immerhin die Arbeit eines feineren Kopfes, wurde verhöhnt, die Sammlung von Späßen und längstbewährten Theaterkniffen im „Aschermittwoch“ mit vielem Gelächter und Beifall aufgenommen. Es läßt sich eben bei der Komödie so gar nichts denken, und dafür bleibt das Publikum gerne dankbar. Es will jemand, der am Aschermittwoch sein vierzigstes Lebensjahr vollendet, vorher noch in der letzten Carnevalsnacht von seinem Bummelleben Abschied nehmen. Noch einmal will er tolle Freuden kosten. Aber seine Lust wird ihm durch den plötzlichen Besuch einer ältlichen Kousine aus Dresden und seiner eigenen Tochter vergällt. Der Lebemann, der ein leichtes Dämchen mit hingebacht hat, kommt in hundert Verlegenheiten, bis schließlich alles gut wird. Diesen Lebemann gab Herr Alexander mit seiner außerordentlichen burlesken Gewandtheit. Immer weiß er die Scene komisch zu beleben und diesmal spielte er in besonders flotter Laune. Wirkam unterstützt wurde er durch Frau Marie Mayer, die würdige, fächelnde Kousine, die dem lustigen Burschen so unvermuthet ins Haus fällt. —

— Max Burckhard, der Direktor des Wiener Burgtheaters, hat ein vieraktiges Volksstück verfaßt, das in der zweiten Hälfte des Monats November im Wiener Deutschen Volkstheater zur Auf-

führung gelangt. Das Stück führt den Titel „Die Bürgermeisterwahl“ und ist als „ländliches Gemälde“ von seinem Autor bezeichnet. Es spielt in Oberösterreich. —

Kunstgewerbe.

— Der Rath der Stadt Dresden hat einen Wettbewerb ausgeschrieben, um Entwürfe zu einem künstlerisch ausgeführten Gehäuses für öffentliche Uhren zu erlangen, die auf Dresdener Plätzen und Straßen aufgestellt werden sollen. Die drei oder vier durchscheinenden Zifferblätter der Uhren müssen einen Durchmesser von mindestens 35 Zentimeter haben und sollen in einer Höhe von etwa 4 Metern über der Straßenebene angebracht werden. Das zur Aufnahme des Uhrwerks bestimmte Innere des eisernen Unterbaues soll zugänglich, und das Aeußere soll so beschaffen sein, daß es zu Anschlägen oder zu sonstigen praktischen Zwecken verwendet werden kann. Für die besten Entwürfe sind Preise von 300 M., 200 M. und 150 M. ausgeworfen. —

Psychologisches.

t. Die Liebe als Krankheit. In Paris ist kürzlich ein interessantes Buch erschienen. Es stammt aus der Feder des bekannten Psychologen und Nervenarztes De Fleury und führt den Titel: „Einführung in die Medizin des Geistes“. Man fordert mit großer Berechtigung seit langem, daß ein Arzt bei der Beurtheilung und Behandlung eines Kranken sich nicht nur um den körperlichen Zustand desselben zu kümmern hat, sondern daß er in gewisser Hinsicht auch den seelischen Zustand seines Patienten zu berücksichtigen und zu bessern weiß. Ärzte, die diesen Theil ihrer Aufgabe verstehen, hat es schon viele gegeben, und sie gerade haben meist am segensreichsten gewirkt; bisher aber gab es kein Buch, welches die Heilkunde der Seele behandelte oder zu behandeln versuchte. Man kann nach De Fleury auch solche Erscheinungen wie Traurigkeit, Jörn, Trägheit u. als anormale, krankhafte Zustände auffassen und demgemäß nach einer medizinischen Behandlung derselben suchen und denselben vielleicht sogar auf prophylaktischem Wege zu begegnen sich bemühen. Ein Kapitel des De Fleury'schen Buches handelt von der „Medizin der Liebe“. Dieser Gelehrte hält die Liebe für eine physiologische Erscheinung, welche, wenn sie die sentimentale Form annimmt, vollkommen pathologisch wird; eine solche Liebe, bei der der Einfluß der Vernunft verkoren geht, ist zweifellos eine Erkrankung der menschlichen Natur. Man hat sogar früher schon die Liebeskrankheit auf bestimmte Theile des menschlichen Körpers zu beziehen gedacht, nämlich auf das System von Gehirn und Rückenmark, auf die Hautnerven und auf die Schleimhäute. De Fleury fragt aber nach dem eigentlichen Wesen dieser gefährlichen psychischen Erkrankung und weist dabei auf die verblüffende Ähnlichkeit derselben mit den Erscheinungen bei der Morphium- und der Alkoholsucht hin, was für die armen Verliebten nicht gerade sehr schmeichelhaft sein mag. De Fleury findet sogar bei den Morphiumsuchtigen und den bis zur Nartheit Verliebten eine vollkommene Identität der krankhaften Erscheinungen, nur der Ausgangspunkt beider Erkrankungen sei verschieden, die Folgen seien dieselben. Die Liebe ist nach De Fleury eine Vergiftung (Intoxication) mit demselben Rechte wie man die Morphium-, die Aether-, die Alkohol- oder die Opiumsucht als eine solche bezeichnet, nicht die Aufnahme eines stofflichen Giftes, aber die fortwährende Wirkung einer fixen Idee auf dieselben Theile des menschlichen Wesens, in denen sich sicher alles, was wir als Wille und Vernunft bezeichnen, abspielt. Bei jenen Krankheiten haben wir es mit einem chemischen Gifte, hier mit einem moralischen Gifte zu thun, das ist der einzige Unterschied. Auch der Grundzug in dem Charakter der Erkrankung ist in den verglichenen Fällen derselbe, nämlich das heftige, unüberwindliche Bedürfnis nach demjenigen Gegenstande, von welchem die Vergiftung ausgeht, und eine Steigerung des Bedürfnisses nach demselben, wenn es für kürzere oder längere Zeit entzogen oder das Verlangen danach gewaltsam unterdrückt wird. De Fleury weist darauf hin, daß man auch andere rein geistige Erkrankungen mit körperlichen Erkrankungen vergleichen kann und daß zum Beispiel der Selbstmord in ähnlicher Weise epidemisch auftreten kann, wie etwa Cholera oder Typhus. Auch die Heilmittel sind bei der Liebeskrankheit dieselben wie bei jenen oben erwähnten Krankheiten, nämlich Isolirung oder Entfernung, Einsperren oder Reisen. Uebrigens giebt auch De Fleury zu, daß die Liebe unter diesen Krankheiten noch die mildeste und die am leichtesten heilbare Vergiftung ist, für die meisten Menschen überdies weitaus die angenehmste. —

Humoristisches.

— Erinnerungen eines „Sih“-Redakteurs. Ein Festgelage. (29. Juli 1896.)

Nie war er so köstlich wie heute,
Der Rumsfutsch.
Er stellt sich dem „Besen“ zur Seite,
Der Rumsfutsch!
Bei so einer kräftigen Suppe
Da ist alles Andere schmutzige;
Ich sag' es mit gutem Gewissen,
Es giebt keinen leckeren Bissen
Als Rumsfutsch!
Nie war er so trefflich wie heute,
Der Rumsfutsch!

Ich zappelte des Mittags vor Freude
Bei Rumsfutsch!
Er schmeckt mir wie Mandeln, Cibebeu,
Es kann nicht leicht besseres geben.
Ich lasse mir's auch nicht verdriegen,
Noch manchen Napf hier zu genießen
Voll Rumsfutsch!
Und abends gab's „Heinrich“ mein Lieber,
Da geht mir schon gar nichts darüber.
In einem Tag, mir unvergessen,
Gleich zwei solche Delikatessen!
Hier kann ich mich pflegen und warten,
Nach langen, beschwerlichen Fahrten.
Drum felsenfest steht mein Vertrauen
Auf Rumsfutsch und Heinrich, den blauen.

Poland.

Vermischtes vom Tage.

— In der Greisenhagener Zeitung erläßt Einer folgendes Inzerat: „Zur Beachtung! Fühle mich glücklich, daß die (folgt Namen) zu Kronheide die Verlobung aufgehoben hat. Denn eine verlobte Braut, welche mit anderen Herren in liebevollem, brieflichen Verkehr steht und von solchen Geschenke entgegennimmt, davor mag ich Jeden warnen. Denn so ein verliebtes Mädchen zu bewachen, dazu gehören sieben Hunde und sieben Drachen und eine siebenmal festummauerte Burg, und wenn sie dann will, geht sie doch noch durch.“

— In Grünberg (Schlesien) herrschen Diphtheritis und Scharlachfieber. Neuerdings ist auch ein Fall von Typhus amtlich zur Kenntniß gebracht worden. —

— Eine Milchfrau, die nach Breslau zu Markte fuhr, ist auf offener Landstraße ermordet und ausgeraubt worden. —

— Liebenswürdig. In Mühlhausen (Thüringen) wurde ein Jahmarzt zu 300 M. Geldstrafe verurtheilt. Er hatte eine Patientin geohrfeigt und beschimpft, nachdem es ihm zweimal mißglückt war, der Dame Zähne zu ziehen. —

— In dem aus Holz erbauten Kölner Sommertheater brach am Sonntag früh an sechs Stellen Feuer aus. Die Feuerwehr, die des Brandes bald Herr wurde, stellte Brandstiftung fest. —

— Gegen die Frau des Regierungspräsidenten in Sigmaringen ist von der Staatsanwaltschaft das Strafverfahren eingeleitet worden. Die Frau wird beschuldigt, anonyme Briefe sehr bedenklichen Inhalts an Beamte, auch an ihren Mann, gesandt zu haben. —

— Im Neufajer Theater (Ungarn) stürzte am Sonnabend Abend während der Vorstellung ein Theil des Pfafonds ein. Es entstand eine Panik, viele Personen wurden verletzt. —

— Vom falschen Erzherzog. Der Handlungs-kommiss Behrend und Maria Husmann, die von London nach Lüttich gekommen waren, wurden von einem Bruder der Husmann und einem Polizeikommissar in einem Hotel im Centrum der Stadt aufgefunden. Behrend hatte sich unter dem Namen Eduard Hertel in das Fremdenbuch eingeschrieben. Beide erklärten, sie hätten sich in London nicht verheiratet. Von den 10 000 Fr., die Maria Husmann mitgenommen hatte, besaß Behrend noch 7000 Fr. Behrend wurde festgenommen; er wird wegen Fälschung eines falschen Namens verfolgt. Maria Husmann trat in Begleitung ihres Bruders die Rückreise nach Essen an. —

— Auf dem Brüsseler Südbahnhof ist vor einigen Tagen ein Weichensteller, der III Hebel zu bedienen hatte, während des Dienstes irrsinnig geworden. —

— Schiffsbrand. Die „Nowoje Wremja“ (Petersburg) meldet aus Usa: Am 20. September 4 Uhr morgens brach in dem Maschinenraum des Passagierdampfers „Amiral Gervais“ Feuer aus, der mit etwa zweihundert Passagieren an Bord, bei Usa angelegt hatte. Das Feuer überraschte die Passagiere und die Schiffsmannschaft im Schlafe. Die Panik, welche entstand, wurde noch dadurch erhöht, daß das brennende Schiff vom Ufer entfernt wurde, um die in der Nähe liegenden Schiffe nicht in Brand zu setzen. Viele Personen retteten sich durch einen Sprung über Bord, mehrere versanken jedoch in den Wellen. Zwei Personen sind verbrannt, zahlreiche andere erlitten Brandwunden. Wieviel Menschen insgesamt umgekommen sind, konnte noch nicht festgestellt werden. —

— Stockholm, 26. September. „Stockholm's Dagblad“ wird aus Philadelphia von gestern telegraphirt: Das Barkschiff „Salmia“ traf hier aus Zwigtut in Grönland mit Krpythol beladen ein und machte die Mittheilung, daß die Eingeborenen in Zwigtut erzählen, drei Wochen nach dem Aufsteigen Andree's sei dasselbst ein Ballon in Höhe von 1000 Fuß gesehen und kurze Zeit beobachtet worden. Der Ballon verschwand in nordöstlicher Richtung. —

— Auf der französischen Insel Martinique kam es zwischen Kolonial-Gendarmen und Polizei-Agenten zum Kampfe. Eine ganze Anzahl der Kämpfenden wurde schwer verletzt. —

— Der neue Riesendampfer des Norddeutschen Lloyd „Kaiser Wilhelm der Große“ hat in 5 Tagen 2 3/4 Stunden die Ueberfahrt nach New-York gemacht. Das ist die schnellste Ueberfahrt, welche bisher überhaupt ausgeführt worden ist. Auf den Tag entfallen im Durchschnitt 439 Knoten. —